Erscheint täglich.
Einzelnummern in Wien 8 Heller
Sonn- und Feiertags . 10 Heller
Provinz 12 resp. 14 Heller.

Inseraten- und Abonnement-Annahme
Stadt, Schulerstraße 9 (Tel. 4374),
und in den einzelnen Filialen:
IV. Wiedenhofstraße 11 (Tel. 1060 VI), IX. Währingerstraße 66 (Tel. 3936 VI), XV. Neubaugürtel 45 (Tel. 750 V).

Anfragen wegen Inserat: an:
Die Annoncenbureaus von M. Dukes Nachf., Heinrich Schalek, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse in Wien und sämtliche Filialen, Bad & Hegelich; Ed. Braun, J. Ruckel, J. Danneberg, Hitter, Jaulus & Co., Julius Leopold und J. Blocker in Budapest; Heinrich Eisler in Hamburg und Berlin; Mitchell & Co., Reynold & Sons in London; John F. Jones & Co. in Paris; Victor L. Suren in Christ. Smarchen & und alle übrigen größeren Annoncenbureaus des In- und Auslandes.

Irgendwelche Garantie für die Aufnahme der Inserate in eine bestimmte Nummer übernimmt die Administration nicht, doch werden Wünsche nach Tunlichkeit berücksichtigt.

Abonnement- und Inseraten-Vertreter für Deutschland, England, Frankreich, Italien u. s. Saarbach's News Exchange in Berlin, London, Paris, Mailand, New-York.

Post-Sparkassen-Scheck-Konto: Nr. 80078.

Wiener Telephone:
Redaktion { 16.941 / 16.942 / 16.943
Exp.-Expedition... 16.940
Druckerei 16.943
Kleiner Anzeiger u. Abonnement-Annahme: 4576.

Neues Wiener Journal

Unparteiisches Tagblatt.

Herausgeber: J. Lippowitz.

Abonnementspreis:
Für Wien:
Bei täglich freier Zustellung ins Haus:
6 Kronen 80 Heller vierteljährig.
2 Kronen 30 Heller monatlich.
Unverlangt eingesendete Manuskripte werden grundsätzlich nicht zurückerstattet, auch dann nicht, wenn Rückporto beiliegt. Es ist daher notwendig, Kopien zurückzubehalten und keinerlei Rückporto einzusenden.

Post-Abonnement:
für Oesterreich-Ungarn . . . per Quartal Kr. 8.40
für Deutschland . . . . . „ Mark 9.—
für England . . . . . „ Schill. 14 —
für Rußland, Frankreich, Türkei, Serbien, Montenegro und alle übrigen Länder . . . . . per Quartal Frcs. 16.20
für Amerika . . . . . per Quartal Dollar 4.—
Bei direkter Bestellung durch die Postämter
für Deutschland . . . per Quartal Mark 9.28
für die Schweiz . . . „ Frcs. 9.20
für Italien . . . . . „ Frcs. 8.95
für Serbien . . . . . „ Frcs. 10.80
für Rumänien . . . . . „ Frcs. 9.40
für Belgien . . . . . „ Frcs. 10.20
für die europ. asiat. Türkei „ Frcs. 9.87
für Aegypten . . . . . „ Frcs. 12.30

Redaktion: I., Biberstraße 5 (Stadtseite).
Sprechstunden 5—7 Uhr nachmittags.
Verantw. Redakteur: Wilhelm Riedl.
Telegramm-Adresse: Neujournal.

Druckerei: Lippowitz & Co.
(Verantwortlich: Franz Swoboda.)

Nr. 6227 — Wien, Dienstag, 21. Februar 1911 — 19. Jahrgang.

Unserer gestrigen Nummer

lagen zur Erneuerung des Postabonnements Postersatzscheine bei. Wir bitten unsere p. t. Postabonnenten, ihr Abonnement baldigst erneuern zu wollen, da zur Vermeidung von Unregelmäßigkeiten die möglichst frühzeitige Erneuerung des Abonnements erwünscht ist.

Eine österreichische Hoffnung.

Die Gesellschaft zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit.

Zu Ende des vorigen Jahres war die österreichische Gesellschaft gegründet worden, die einen der mysteriösesten Feinde der Menschheit, die Krebskrankheit, studieren und bekämpfen will. Der Gedanke, für alle hiehergehörenden Bestrebungen ein Zentrum zu schaffen, hatte rasch Förderung jeder Art erfahren. Man sah unter den Männern, die das wissenschaftliche Programm unterzeichnet hatten, die besten Namen derer, die sich mit dem Krebs zu beschäftigen haben, als Präsidenten den ersten Chirurgen, als ersten Vizepräsidenten den ersten Bakteriologen unserer Universität. Und als die Gründung gesichert war und eine repräsentable Gestalt annahm, durfte sie sich unter das Protektorat des Kaisers selbst begeben. Jetzt tritt die Gesellschaft an das große Publikum heran und erläßt einen Aufruf. Sie braucht für ihre großen Zwecke Geld, um wirken, um neben ähnlichen Institutionen des Auslandes bestehen zu können.

Aus diesem Aufruf ersieht man, wie weit das Feld ist, das jeder derartigen und gar erst einer krebsgesellschaft gesteckt ist. Sie hat einfach alles zu tun. Die Forschung selbst tastet noch unter und wartet auf das Genie, das ihr die Richtung weist. Daß die Vielheit und die Unsicherheit der Ansichten die mühselige Arbeit noch erschwert, leuchtet ein. Die Krebsforschung ist heute primitiv. Sie kennt nicht einmal den Erreger der fürchterlichen Krankheit, oder besser gesagt, ihre Ursache. Die größten medizinischen Geister haben da Irrwege eingeschlagen und sich von einer einzelnen unerklärlichen Erscheinung oder einer Aehnlichkeit von Bazillen täuschen lassen. Man weiß auch nichts über die Art, wie sich die Krankheit mitteilt. Ist sie ansteckend? Zu kurz ist die Zeit der modernen Beobachtung, und nur das eine steht fest: sie nimmt mit erschreckender Eile zu, und scheint darin geheimnisvollen Geboten zu folgen, die dem schärfsten Spürsinn verborgen bleiben. Statistik und jahrzehntelanges, ins Kleinste gehendes Studium haben versucht, ihren Weg zu fixieren. Die Städte sind von ihr in mehr Fällen heimgesucht als das freie Land. Die Zahl der Erkrankten, die auf hunderttausend Einwohner der dichtbevölkerten Provinzen entfällt, steigt regelmäßig. Gerade solche Aerzte, deren Tätigkeitsgebiet eng umgrenzt, einen Bezirk, einige Straßen oder einige Dörfer umfaßt, haben wertvolles Material für die große Frage geliefert. Man sah, als sie die Häuser der Krebskranken kenntlich machten, daß das böse Zeichen sich längs gewisser Straßen und Flüsse entlang, in Niederungen etwa, wo es hoch- und tiefgelegene Stadtteile gab, vorwärts drängte, und daß es sich in manchen Häusern festsetzte, sie förmlich umkreiste. Man konstatiert die Tatsachen, man hat ihnen gegenüber nichts als page Vermutungen. Aber aus diesem geringfügigen Material kann, wenn es einmal gesammelt und verglichen wird, und wenn die Beobachtung unterstützt und gefördert wird, ein Gesetz erhoben, eine Regel fixiert werden. Und so eine zurückgelegte Etappe, die teuer genug an Menschen und an Geld ist, wäre Belohnung genug für jedes dieser beiden Opfer.

Neben dem theoretischen Studium, vor ihm noch, steht die Sorge um den leidenden Menschen. In dieser Hinsicht müssen gerade die Anstalten, die Krebskranke aufnehmen, besonders gut dotiert und in reicher Zahl vorhanden sein. Denn sehr oft genügt eine Operation, die im ersten Stadium der Krankheit vorgenommen wird, um diese ganz zu entfernen. Dazu bedarf es aber weit mehr Spezialkrankenhäuser, als solche heute bestehen, und einer Fülle beobachtender Aerzte, die jedes unscheinbare Geschwür gleich für das nehmen, was es ist. Ein drittes und gleichfalls höchst wichtiges Gebiet, das die Oesterreichische krebsgesellschaft zu dem übrigen machen will, ist der Ueberprüfung der neuen Heilmethoden gewidmet. Je dichter das Gestrüpp ist, das über einer wissenschaftlichen Frage gebeiht, um so zahlreicher und gewiß auch verblüffender sind die Versuche, es zu durchringen. Daneben gibt es auch, wenn gewiß noch das sichere, alleinige Heilmittel fehlt, doch Methoden, die den verderblichen Prozeß aufhalten, die Heilung nach einer Operation beschleunigen, oder gar die Krankheit, die sich noch nicht zu tief eingefressen hat, heilen. Die Röntgen-Bestrahlung hat schon unzweifelhafte Erfolge errungen, die Wunderkraft des Radiums wurde gegen den Krebs angewendet. Solche Probleme bedürfen aber einer langen und kostspieligen Vorbereitung, der Raume, den Ehrlich seinem Präparat gegeben hat und der erst grotesk anmutete, zeigt, wieviel bis zum Schlusse fortentwickelte Versuchsreihen nötig waren, ehe die sechshundertundsechste als das Richtige erkannt wurde. Und ebenso ist es ja auf jedem Felde dieses zarten, mikroskopischen Forschungsgebietes.

In Deutschland, das für jede Art der wissenschaftlichen Forschung heute die Art angibt, wie man auf ein Ziel lossteuert, besteht das Institut Czernys in Heidelberg. Der große Gelehrte hat selbst einen Teil seines Vermögens dafür geopfert und hauptsächlich seine große Persönlichkeit ganz dafür eingesetzt. Der Gelehrte liebt es, zu erzählen, daß er grundsätzlich jeden Versuch, von dem er liest, in seinem Laboratorium wiederholt, jeden noch so grotesken Vorschlag durchführt. Ein bißchen Skepsis hat er dabei natürlich gelernt, aber die Resignation hat ihn nicht übermannt. Er sammelt fleißig die Bausteine, aus denen der Große, der kommen muß, seinen Bau zimmern wird. Es regt sich überall, auf jedem Raume unserer geistigen Existenz so herrlich, daß es wirklich eine Lust zu leben ist. Da kann man es sich gar nicht ausdenken, daß dem kühnen Menschengeist, der alles durchdringt, gerade ein Wesen entgleiten soll. Gewiß wird auch dieser unscheinbare Feind bezwungen werden. Was hat nicht die Medizin in den letzten Jahrzehnten, man kann bei allem Respekt für die Vorzeit sagen, nur in diesen geschaffen! Krankheiten, vor denen unsere Großmütter noch als vor entsetzlichen Würgern zurückschreckten, zählen heute kaum mehr. Die Lehre zumal vom mikroskopisch kleinsten Wesen und von den Krankheiten, die es erzeugt, ist, kaum entstanden, von Erfolg zu Erfolg vorwärtsgeschritten. Gewiß wird sie auch den toten Punkt überwinden, der in der Lehre von der Krebskrankheit heute zu existieren scheint — Oesterreich tut gut daran, seine Truppen und seine Rüstungen mit in den Kampf zu schicken. Es hat so oft durch seine Landsleute Erfolge erzielt, die dem Ruhm der Fremde zugute kamen, daß man sich ehrlich der Hoffnung freuen darf, es könnten Oesterreicher auf österreichischem Boden im großen Ringen der Menschheit siegreich bleiben.

Der Marinevoranschlag.

Annahme im Marineausschuß der ungarischen Delegation.

(Telegramm des „Neuen Wiener Journals".)

Budapest, 20. Februar.

Der Marineausschuß der ungarischen Delegation hielt heute abend eine Sitzung ab.

Referent Julius Rosenberg konstatierte im Namen des entsendeten Subkomitees mit Befriedigung, daß für die ungarische Industrie eine entsprechende Beteiligung an dem 312,400.000 Kronen betragenden einmaligen Schiffsbaukredit sichergestellt wurde, eine Beteiligung, welche in Ganzfabrikaten 110,400.000 Kronen und in Halbfabrikaten 270.000 Kronen ausmacht.

Feuilleton.

Die Juden in Oesterreich.*)

Von

Hermann Bahr.

Ich möchte hier über das so merkwürdige, für alle Nationen Europas so bedeutungsvolle Problem des Judentums sprechen, und zwar so, wie es mir am erspriesslichsten scheint, ganz von meinen eigenen persönlichen Eindrücken und Erlebnissen aus. Ich bin kein Philosoph, kein Prophet, kein Seher, ich kann Ihnen nicht versprechen, die Wahrheit zu sagen. Ich kann nur meine subjektive Wahrheit sagen. Das, was ich mir denke, wird wahrscheinlich für keinen von Ihnen richtig sein. Denn es gibt, meine ich, nur subjektive Wahrheiten, die man sich nach eigenen Erfahrungen für sich zum persönlichen Gebrauch zu eigen gemacht hat, und es gibt nur eine wissenschaftliche und Kulturaufgabe jedes einzelnen: seine persönlichen Eindrücke zu prüfen, zurechtzulegen, durch Erfahrung zu erhärten, dann aber auf ihnen zu bestehen. So lassen Sie mich in ruhiger und sachlich-persönlicher Weise ein paar Dinge über das Judentum in Oesterreich sagen, die mich bestremden, die mich verwundern, erstaunen, interessieren, die mich zum Teil bewegt haben.

Vorher: Ich bin kein Jude. Ich stamme väterlicherseits aus den Rheinlanden, von wo mein Vater nach Oesterreichisch-Schlesien eingewandert ist, und mütterlicherseits aus der Gegend, die ich in Oesterreich am wenigsten schätze, aus der kleinen Bureaukratie, aus den Staatsdienern. Mir ist das nicht sehr sympathisch. Aber niemand kann ja für seine Geburt und ich habe mich mein ganzes Leben lang bemüht, diese Tradition in meinem Blute zu überwinden und das Gegenteil davon zu werden. Aber es ist, soweit man in diesen Dingen irgendeine Sicherheit haben kann, ziemlich unwahrscheinlich, daß ich einen Tropfen jüdischen Blutes in mir habe. Das hat aber nicht verhindert, daß in gewissen Zeitungen, wenn ich nämlich etwas diesen Zeitungen Unangenehmes sage oder schreibe, zu lesen ist: „Der Jude Hermann Bahr" oder, daß ich als ein besonders krasser Fall jüdischen Geistes zitiert werde. Es gibt eine deutsche Literaturgeschichte von einem deutschen Professor, in der ein Kapitel, das Kapitel über das junge Wien, mir gewidmet ist und in dem an meinem Beispiel gezeigt wird, wie jüdischer Einfluß ein ganzes Land korrumpieren kann. Nun, ich habe den Herrn nie berichtigt. Es hat mir widerstrebt, dies zu tun, weil da leicht das Mißverständnis aufgekommen wäre, als würde ich mich etwa schämen, ein Jude zu sein. Ich würde mich aber genau so wenig schämen, ein Jude zu sein, wie ich mich schämen würde, ein Franzose oder Japaner zu sein. Ich achte alle Nationen gleich hoch. Alle sind mir gleich wichtig in dem großen geheimnisvollen Schauspiel des Lebens. Ein eifriger Freund von mir war über jenen deutschen Professor gekränkt und schrieb ihm einen Brief, worin er ihm nachwies, daß ich kein Jude sei. Er forderte ihn übrigens auch auf, mich anzusehen, worauf er dies sofort bemerken würde. Der große deutschnationale Autor antwortete darauf, daß sei ihm ganz gleichgültig. Wenn ich auch kein Jude sei, so sei ich doch ein Jude, und wenn ihm nachgewiesen würde, daß ich keinen Tropfen jüdischen Blutes haben könnte, so würde ihn dies nur veranlassen, an die Seelenwanderung zu glauben; denn dann sei eben durch einen geheimnisvollen Prozeß in einen rein arischen Körper eine jüdische Seele gefahren. Diese jüdische Seele hat mich übrigens nicht verhindert, eine Zeitlang recht antisemitische Stimmungen in meinem Busen zu hegen und so manchmal auch recht deutlich auszusprechen. Ich habe mich dann mit einer Jüdin in erster Ehe verheiratet und mich dabei sehr wohl gefühlt. Ich habe viele jüdische Freunde, ich kenne das jüdische Familienleben. Ich habe mich auch sehr oft in starker innerer Opposition gegen Juden befunden. Ich habe also Erfahrungen gesammelt. Und nun will ich einige dieser Beobachtungen und Erfahrungen, die mir seltsam waren, hier mitteilen.

Ich blicke herum bei jüdischen Familien und sehe hier, daß die Leute sich taufen lassen. Man sagt meist: aus Heuchelei oder aus irgendeiner Streberei. Ich weiß es nicht. Nichts ist törichter als über Motive zu sprechen. Wir können die Menschen nicht aufmachen und in sie hineinsehen. Wir täuschen uns immerfort. Diskutieren können wir nur so, daß wir bei jedem Menschen anständige Motive voraussetzen. Aber das Merkwürdige ist: Juden, die nur das Bedürfnis haben, aus ihrer Vergangenheit herauszukommen, und die sich dies durch die Taufe zu erleichtern glauben, bekommen nun sehr oft — denn die Erscheinung ist typisch — ein fanatisches Verhältnis zu dieser angenommenen Religion. Ich kenne Juden, die direkt katholische Mystiker geworden sind. Einer meiner besten Freunde, ein Jude, hat sich ohne jeden äußeren Anlaß taufen lassen. Er will Priester werden und ist einfach ein katholischer Mystiker. — Und nun denken Sie sich, wie befremdend diese Erscheinung auf den Durchschnittskatholiken wirken muß, auf den indifferenten Katholiken, für den alles eine Form geworden ist und eine schöne Erinnerung, der die Kirche nicht verlässt, weil er sich sagt: meine Mutter ist so gerne zur Kirche gegangen; weil seine ersten Kindheitseindrücke noch nachwirken und beachen. Aber das ist alles doch nur so etwas wie eine historische innere Dekoration geworden, in der man sich noch gern bewegt, ohne irgendeine tiefere gedankliche oder seelische Beziehung. Und nun denken Sie, wie so ein katholisch mystischer Jude auf diese indifferenten Katholiken wirken muß. Meistens sind sie empört und tun das ihnen Unbegreifliche mit Worten, wie „Schwindel, Hochstapelei, Streberei, Heuchelei" ab. Nun betrachten Sie die andere Art der Katholiken und Protestanten, die heute schon eine große Rolle spielen, ich meine jene, die wirklich wieder ein religiöses Bedürfnis haben. Es gibt heute in Deutschland eine ganz beträchtliche religiöse Bewegung unter den jungen Leuten, die mit dem Materialismus nicht auskommen und nun auf die Zertrümmerung der alten religiösen Formen und auf die Schaffung einer neuen religiösen Form hinarbeiten, einer Reform, die sich mit unseren wissenschaftlichen Anschauungen verträgt. Wie erbittert müssen erst diese Katholiken und Protestanten sein, denen es tiefernst mit ihrer Religion ist, die die fürchterlichsten inneren Krisen durchgemacht haben, um sich vom Dogma zu befreien und nun sich

*) Hermann Bahr hat am Sonntag im Saal des jüdischen Rathauses in Prag über Einladung der Rede- und Lesehalle jüdischer Hochschüler einen Vortrag über dieses Thema gehalten. Wenn wir uns auch nicht mit allen Details der Ausführungen des temperamentvollen Schriftstellers identifizieren, halten wir sie doch für so interessant, daß wir sie unseren Lesern vermitteln zu sollen glauben. (Die Red.)

Delegierter Graf Theodor Batthyany urgiert die Errichtung einer ungarischen Kanonenfabrik in staatlicher Verwaltung, derart, daß sie später zu einem Arsenal ausgestaltet werden könnte und erklärte, daß falls diese Frage wieder fallen gelassen würde, er und seine Parteigenossen dies entschieden als einen neuen Casus belli betrachten müßten.

Marinekommandant Admiral Graf Montecuccoli verbreitete sich über die Details der Schiffsausrüstung. Es wurde vereinbart, daß je vier Schiffstürme gebaut werden, deren jeder mit je drei Kanonen ausgerüstet werden soll. Die Schiffe von 27.000 Tonnen Gehalt besitzen regelmäßig 6 Türme, in deren jedem zwei Kanonen untergebracht sind. Diese sind aber ungefähr gleichwertig mit den insgesamt mit zwölf Kanonen ausgerüsteten vierthürmigen Schiffen. Das war die Hauptfrage, welche dem Schiffsplane zur Grundlage diente.

Der Bericht des Subkomitees wird sodann einhellig zur Kenntnis genommen.

Es folgte die Verhandlung der auf die Resolutionen erteilten Antworten. Beim Titel „Dienst zur See" fragte Delegierter Graf Theodor Batthyany, ob die Marineverwaltung das Recht habe, die zur gemeinsamen Armee eingereihten Rekruten in die Kriegsmarine einzustellen, wo sie vier Jahre dienen müssen. Referent Julius Rosenberg erwiderte, das Gesetz spreche bloß von einem Kontingent und es gehöre in den Rechtskreis der Kriegsverwaltung, festzustellen, zu welcher Waffengattung die Rekruten eingereiht werden sollen.

Der Ausschuß votiert hierauf den Zwanzig-Millionen-Kredit.

Delegierter Graf Batthyany hält es für gefährlich, die Kosten für mehrere Jahre im vorhinein zu votieren. Er glaube, die Marineleitung denke auch an spätere Bauten, was die eventuelle Beteiligung der ungarischen Industrie gefährden würde.

Bei den Spezialausgaben für die Marine verlangte Delegierter Szüllö Aufklärungen bezüglich des Settlements in Peking. Marinekommandant Admiral Graf Montecuccoli erteilte die entsprechenden Aufklärungen und bemerkte, das Settlement in Peking unterstehe nicht der Marineleitung. Es wurde das dort stationierte Detachement, welches ursprünglich aus 220 Mann bestand, auf ungefähr 40 Mann reduziert, und diese Zahl ist für die gegenwärtigen Zwecke vollständig ausreichend.

Der Ausschuß geht sodann in die Verhandlung des Mehrerfordernisses von 55 Millionen ein.

Delegierter Graf Batthyany erklärte, die Votierung der für die Marine und das Heer geforderten exorbitanten Ausgaben sei unter den heutigen Verhältnissen im Staatshaushalte Ungarns geradezu eine Sünde. Es sei zu befürchten, daß die votierten großen Summen einigen Großkapitalisten zugute kommen werden. Er lehnt den außerordentlichen Kredit unbedingt ab, ja er hält es für seine patriotische und verfassungsmäßige Pflicht, denselben bis aufs äußerste zu bekämpfen.

Bei der Abstimmung wurde der 55-Millionenkredit bewilligt und sämtliche restlichen Titel angenommen, womit der gesamte Voranschlag der Marine erledigt ist.

Städtische Angelegenheiten.

(Stiftungen.) In der nächsten Zeit kommen zur Verleihung: Dr. Eduard und Aloisia Russerische Stiftung für Witwen im Betrage von 249 Kronen in drei gleichen Teilbeträgen. Ueberreichungstermin 31. März. — Katharina Rahebergsche Stiftung für arme Bürgerfrauen in Höhe von 120 Kronen. Termin 31. März. — David Schwarzmannsche Stiftung für eine arme Familie, der im Laufe des letzten Jahres ein Unglücksfall widerfahren ist, ein Betrag von 64 Kronen. — Mautner-Markhofsche Stiftung für schuldlos verarmte Gewerbetreibende in Höhe von 590 Kronen. Termin 28. Februar. — Ignaz Singersche Schulstiftung (21 Stipendien zu 200 Kronen) für Lehrer und Lehrerinnen zweiter Klasse in Wien. Termin 15. März. — Josefine v. Königswartersche Heiratsausstattungsstiftung in Höhe von 500 Kronen für nach Wien zuständige Mädchen. Termin 15. April. — Gisela-Heiratsausstattungsstiftung (fünf Beträge zu je 800 Kronen) für in Wien heimatberechtigte Mädchen. Termin 24. März. — Georg Schredische Stiftung für Lehrer I. und II. Klasse. Termin 20. März. Verteilt werden 410 Kronen. — Max Freiherr v. Springersche Stiftung für Rodolsheimer Hilfsbedürftige in zehn Teilbeträgen von je 500 Kronen. Termin 1. März. — Josef Edler v. Schrollsche Stiftung für verarmte Wiener Bürger in Höhe von 600 Kronen in zwei Beträgen. Termin 15. März. — Johann Troschke Stiftung für verunglückte Bauarbeiter. Verteilt werden 1500 Kronen in Beträgen von mindestens 100 Kronen. Termin 28. Februar.

(Beliebte Lehrpersonen.) Der Bezirksschulrat hat den Bürgerschullehrern Johann Reichert, XII., Singriengergasse 19, und Moriz Schwarz, XII., Rauwaldgasse 26, ferner der Bürgerschullehrerin Frida Bischof und der Volksschullehrerin Berta Merinsky, XII., Ruckergasse 40, die belobende Anerkennung; dem Volksschullehrer Maximilian Probst, X., Laaerstraße 274, den Dank und die Anerkennung, dem Oberlehrer Julius Schnegg, XVIII., Antonigasse 4, und der Volksschullehrerin daselbst Hedwig Bachheimer sowie dem Volksschullehrer I. Klasse Emil Bild, X., Laimäckergasse 17, die Anerkennung ausgesprochen.

(Der Zölibat der Lehrerinnen.) Unter der Führung des Gemeinderates Abgeordneten Philp erschien heute eine Deputation der jüngeren Lehrerinnen, bestehend aus den Damen Hilda Brunner, Irma Greipel, Karoline Seifert, Mathilde Röbauer, Friederike Skolik, Marie Pöchern, Marie v. Marczel, Angela Sedlazek, Olga Jammitzky und Sophie Zlamol bei Bürgermeister Dr. Neumayer, um derselben zu bitten, er möge veranlassen, daß vom Gemeinderat eine Petition an den Landtag wegen Aufhebung des Zölibats gerichtet werde. Gleichzeitig wurde an ihn das Ansuchen gestellt, er möge in seiner Eigenschaft als Landmarschallstellvertreter für die günstige Erledigung der Petition eintreten. Der Bürgermeister erklärte der Deputation, daß der Gemeinderat in dieser Frage von jeher auf der Seite der Lehrerinnen gestanden sei. Er werde auch im Landtag sich mit allen Kräften dafür einsetzen, daß den Wünschen der Lehrerinnen entsprochen werde.

Tagesneuigkeiten.

„Concordia"-Ball.

Heuer ließ man ihn als pièce de résistance. Knapp bevor der bewegte Fasching dem eintönigen Fasten weicht, gab er im Sophiensaal noch ein Lebenszeichen, so kräftig, daß man daran glauben mußte. Die Wiener Presse, beziehungsweise ihre Repräsentanz, die „Concordia", absolvierte ihr Faschingsbergnügen mit jenem Glanz, jener reichen, äußerlichen Pracht, die dieses Fest zu einer besonderen Attraktion des Wiener Karnevals macht. Was an offiziellen Persönlichkeiten, Literaten, Künstlern in irgendeiner Beziehung zu der Presse steht, versäumte nicht, ihren Ball zu besuchen. So hatte denn diese Veranstaltung gestern, gleichwie in den vergangenen Jahren, die Physiognomie eines großen Rendezvous der hervorragendsten Vertreter des intellektuellen Wiens.

Der schönste Schmuck des Saales waren — seine Gäste. Allein das Ballkomitee tat noch ein übriges und ließ den Saal effektvoll dekorieren; ein künstlerisch wertvoller Prospekt schloß die rückwärtige Wand der Estrade gegen den großen Saal ab; die Karyatiden und Träger der Logenbrüstungen waren verkleidet und mit lebenden und künstlichen Blumen geziert. Den Eingang flankierten Blattpflanzen und Palmen und ließen beim Entree bereits die festliche Stimmung im Ballsaal ahnen. Aus allen Ecken und Winkelchen der Architektur des Sophiensaales grüßten tausende kleiner Glühbirnen und beleuchteten tageshell das schöne Bild.

Auch heuer war der Zuspruch an Ballgästen enorm. Obwohl schon zwei Tage vor dem Ballfest der Wiener Presse die Ausgabe der Eintrittskarten sistiert wurde, zählte man doch etwa an dreitausend Besucher. Das Arrangement des verdienstvollen Komitees hatte trotz der beängstigenden Fülle für System und Ordnung gesorgt. Ein besonderes Komitee war zum Empfang der Festgäste beim Eingang delegiert, ein anderes machte sich die Anweisung der Plätze im Saal zur Aufgabe, ein drittes hielt umsichtigen Dienst auf der Estrade. Knapp nach 9 Uhr, dem offiziellen Beginn des Ballfestes, hatten sich vor dem Sophiensaalgebäude Automobile und Equipagen zu einem Park festgekeilt. Immer dichter wurde der Saal, so daß man gleich zu Beginn in die Nebenräume flüchtete und sich für das Vergnügen stärkte. Die Ehrengäste mit ihren Damen wurden auf die Estrade geleitet, wo sich bald eine animierte, flotte Konversation entwickelte.

Ans Tanzen war, wie immer auf den „Concordia"-Bällen vorläufig nicht zu denken. Auch das Promenieren im dicht gefüllten Saal ging nicht so leicht. So bildeten sich kleine Zirkel und Inseln von Gästen, die sich daran begnügten, das schöne Bild zu bewundern. Vor Mitternacht versammelte ein kleines aber opulentes Gastmahl die Mitglieder der „Concordia" im kleinen Saal, wo bei perlendem Champagner ein lustiger Vortrag den anderen ablöste.

Es ist schwer, auch nur annähernd ausführlich zu berichten, wer alles von Ehrengästen das Ballfest der „Concordia" besucht hat. So weit die Würdenträger und offizielle Persönlichkeiten, Künstler und Literaten in Wien weilten — die Diplomaten und Minister haben sich anläßlich der Delegation und des Sejours des Kaisers nach Budapest begeben —, kamen sie nahezu alle. Es soll ein Versuch sein, eine Liste fertigzubringen.

Man sah unter den vielen Gästen:

Vom diplomatischen Korps: Herzog von Avarna, v. Tschirschky-Bögendorff, Mr. Kerens Aldiuki, Hofrat Henkel von der deutschen Botschaft, Son-Sve-Ling, Freiherr v. Tucher, Gesandter a. D. Graf Luessstein, der bulgarische Legationsrat Schischmanow, Ministerpräsident Bienerth mit den Ministern Weisskirchner, Graf Wickenburg, Dr. Meyer, Glombinski, Graf Stürgkh, R. v. Hochenburger, Ritter v. Zaleski und Freiherr v. Widman, Minister a. D. Bittel, die Sektionschefs Freiherr v. Engel, v. Schomka, Franz Müller, Globocnik, Seidler, Horowitz, Freiherr v. Frieß, die Sektionsräte Grimm, Györgh, die Hof- und Ministerialräte Pranter, Klimscha, Freiberger und Gentebrück, Gouverneur Schuster v. Bonnett, Vizegouverneur Dr. Leth, Präsident Vitorelli und Vizepräsident Dr. Wach, Hofsekretär Roza, Dr. Winter und Eisl, Finanzlandesdirektor Kochstein, Polizeipräsident Bezelowski, Vizepräsident Freiherr v. Gorup, Oberpolizeirat Fuchs, Regierungsrat Stuiart, Windt, Geyer und Zwierzina, Oberkommissär Achberg, Vizebürgermeister Hierhammer, die Abgeordneten Senatspräsident Plos, Hofmann v. Wellenhof, Mastalka, Hofrat Kuranda, Freiherr Chiari und Professor Dr. Mahler, G. d. J. R. v. Pohl, Oberst Kutschera, Oberst Müller, Generalintendant Jarzebecki, Professor Hofrat Mayer-Lübke, Professor Benedikt, Professor Herzfeld, die Bankdirektoren Hosch, Chavanne, Mallone (London), Brüll, Broch, Kahane, Treicher, Landesberger, Marmorstein, Kornfeld, Dr. Hall und Generalkonsul Julius Singer, Kommerzialrat Böendorfer mit seinem Direktor Kugel, Generalkonsul Vivenot, Kommerzialrat Grünfeld, Truchseß v. Hoeffi. Aus der Künstlerwelt Regierungsrat Stephan Schwarz, Maler Franz Hlavacek, Maler John Adams, Maler Pippich, Maler Alexander R. Pawlowitz, Bildhauer Gurschner, Baurat Schwerdtner, Maler Rauchinger, Dr. Viktor Rosenfeld, Geheimer Justizrat Dr. Bachrach, Dr. Höfinger, Vorstand des Männergesangvereines Dr. Krükl, Oskar Dachs, Wilh. Klasen, Willy Burmester, Selma Libowitz, Dr. Rosenbaum, vom Burgtheater Ernst Hartmann, Hofkapellmeister Luze, Olga Ladinsky, Direktor Steinert, Fräulein Michalek-Sorprecht, Frau Ruttersheim, Fräulein Serda, Direktor Karczag, Direktor Rainer Simons, Grete Forst, Bella Paalen, Zeska, Emmy Förster, Polly Koß, Schmittlein, Kutschera, Regisseur Brandt, Chormeister Kehsdorfer, Direktor Gabor Steiner, Waldemar, Klitsch, Treumann, Homma, Edthofer, Grete Freund, Kommerzialrat Robert Pollak.

1 Uhr nachts: Der Zuzug an Ballgästen, der vor Mitternacht bereits abgenommen hatte, begann nach 12 Uhr von neuem. Von Soireen, Gesellschaften und aus den Theatern strömte eine große Anzahl von Besuchern herbei und half das abwechslungsreiche, schöne, gesellschaftliche Bild beleben. So sah man unter den Spätankömmlingen den Fürsten Fürstenberg, den spanischen Botschafter Marquis Herreira, den türkischen Botschafter Reschid Pascha, den bulgarischen Gesandten Salabaschew, Markgraf Pallavicini, dazwischen Künstler und Schauspieler, Komponisten, wie Lehar, Fall, Eysler, Charles Weinberger, Direktor Jarno, Frau Holm, Girardi, der von vielen Persönlichkeiten umschwärmt war, Maran, Professor Leschetizky und viele andere.

---

auf der anderen Seite vom Durchschnittsmaterialismus freizumachen, der auf ihre tiefsten Probleme keine Antwort geben kann und die darum nach neuen religiösen Formen greifen. In ganz Deutschland und England kann man, wenn man ausmerksam hinsieht, sehnsüchtig zum Himmel emporgestreckte Hände erblicken, die nach einer neuen Religion suchen und verlangen. Und nun kommen da getaufte fromme Juden mit religiösen Bedürfnissen und entpuppen sich als die fürchterlichsten religiösen Reaktionäre. Verstehen Sie, wie jeder Katholik und Protestant, ob er nun indifferent oder mit ernsten religiösen Bedürfnissen erfüllt ist, den gelaufen, aber dabei fromm gewordenen Juden einfach als etwas Entsetzliches ansieht? Statt daß uns diese Leute heilen müßten, schlagen sie sich in die finsterste Vergangenheit zurück und werden so zu Karikaturen.

Nun eine andere Seite: die soziale Karriere. Wir alle begegnen im Leben reich gewordenen Juden. Irgendein Jude, der sich sehr schwer emporgearbeitet hat und nun durch einen Glücksfall oder kaufmännische Genialität reich geworden ist, hat jährlich ein Einkommen von drei bis vier Millionen. Jeder weiß, daß dies in Berlin W nichts mehr außergewöhnlich Seltenes ist. Nun ist es interessant, was dieser reiche Jude mit dem Geld, das doch eine reale Macht ist, anfangen wird. Da ist so ein Jude aus Polen oder Posen oder irgend woher ganz frei von germanischer Vergangenheit in Berlin zur Macht gelangt und hat nun die Fähigkeit, auf deutsche Verhältnisse in irgendeinem engeren oder weiteren Kreise bestimmenden Einfluß auszuüben. Man meint füglich, daß er trachten werde, seine Farbe, seine Gedankenwelt durchzusetzen. Was aber tut dieser Jude? Er mietet sich ein Barockpalais, kauft sich ein königliches Schloß, womöglich unter der Bedingung, daß es den Titel „Königliches Schloß" weiterführen darf. Dem Mann muß doch eigentlich unheimlich sein in dem königlichen Schloß. Jedes Barockornament müßte ihn doch daran erinnern, wie niederträchtig die Herren, die das Barockpalais erbaut haben, seine Väter und Großväter behandelt haben. Was für ein merkwürdiger Geschmack ist das, sich in eine Gegend hineinzusetzen, die der vollständige Ausdruck dessen ist, was die ärgsten Feinde des Judentums geschaffen haben.

Genau so ist's mit der Geselligkeit. Wir haben keine moderne Form der Geselligkeit mehr. Nun kommt ein Jude, unbelastet von allen germanischen Traditionen, also geeignet, eine neue Geselligkeit zu schaffen. Was tut aber der Jude? In England nimmt er sich einen Butler, einen Kammerdiener, der seinen Herren bedient, und wird nun, was sehr lustig wirkt, der ängstliche Diener seines Bedienten, von dem er alle Gewohnheiten der Aristokraten lernt. Diese reichen Juden leben nicht ihr eigenes Leben, sondern sind in lächerlichster Weise die Affen und Bedienten einer fremden Gesellschaft und fremder Lebensgewohnheiten. Ueberall finden sie diese Erscheinung. Auch in der Literatur. Wie ungeheuer töricht ist das geheimnisvolle Interesse, die geheimnisvolle Sympathie, die jüdische Autoren für germanische Sagenkreise haben! Jeder von diesen Berliner modernen Juden macht ein verzücktes Gesicht, wenn er den Namen des Königs Artus hört. Warum? Er ist der König Artus für die Juden. Ich mißbillige diese Juden, aber psychologisch bewundere ich sie, ich bewundere das Gehirnkunststück, das sie zustande bringen.

Um noch einmal vom Reichtum der Juden zu sprechen: Was machen die reichgewordenen Juden mit ihrem Geld? Sie sind Wohltäter, manchmal in großem Stil. Schön, prachtvoll. Sie bauen dem deutschen Kaiser Kriegsschiffe. Sehr schön. Aber warum? Wozu? Sie geben dem Kaiser das Geld, damit er auch eine Luftflotte machen kann. Nun sagt man ja, das menschliche Leben beruht auf Beziehungen und Gegenbeziehungen, und wenn ich als reicher Jude dem deutschen Kaiser das Leben so erleichtere, so muß er doch auch mir wohl einen Gefallen tun. Was aber tut er? Er läßt meinen Sohn nicht Offizier werden! Er sagt dem reichen Juden: „Ja, Sie sind ein famoser Mensch. Sie haben mir jetzt wieder anderthalb Millionen gegeben für eine Regatta" oder so. „Aber es tut mir leid. Ihr Sohn kann doch nicht Richter werden. Das geht nicht. Das feinere Rechtsgefühl fehlt euch." Der Jude, der anderthalb Millionen gegeben, steht da und läßt sich das vom Kaiser oder von einem hohen Beamten sagen, der ihm dabei jovial auf die Schulter klopft: Sie sind ja eigentlich gar kein Jude! Was sind das, frage ich, für Menschen, denen man kein höheres Lob sagen kann, als man ihnen sagt: das, was sie sind, sind sie eigentlich nicht?

Nun denken Sie sich die breite Masse des Volkes, die Durchschnittsintelligenz des deutschen, französischen, tschechischen Volkes, die solchen Erscheinungen gegenübersteht. Alle diese Völker in Europa bestehen ja nur aus zwei großen Parteien, alles andere sind kleine Differenzen. Es gibt nur zwei Parteien, die herrschende, feudale und die gekrechtete, zur Freiheit strebende. Ueberall haben wir zwei Gruppen, die feudale, die an der Herrschaft festhalten will, und die liberale oder humanistische oder demokratische Gruppe, den anderen Teil der Menschheit, der empor will, der das alte Joch brechen will. Wie müssen sich nun diese beiden Parteien zu diesem Reformjudentum stellen. Glauben Sie, die alten feudalen Herren, die herrschende Klasse, können eine Freude haben an diesen konservativen feudalen Juden? Ich glaube nicht. Die bloße Existenz dieser feudalen Juden ist ja doch schon ein großes Fragezeichen. Denn mögen sich die Juden noch so sehr bemühen, feudale Formen anzunehmen, die feudale Welt wird sie immer von sich abwehren und abwehren müssen. Und der demokratische, der emporstrebende Teil der Menschen, der hat sich oft schon direkt für die Juden begeistert, so in der Zeit der Freiheitskriege von 1800 bis 1810, wo jeder freiheitlich gesinnte Mensch für das Judentum geradezu schwärmte. Und diese Begeisterung hatte ihre natürliche egoistische Begründung: Das bedrückte Bürgertum, der bedrückte Arbeiterstand sahen in den Juden ihre natürlichen Freunde gegen den gemeinsamen Feind. Nun ist es aber eine sehr merkwürdige Tatsache, daß die Juden, wie sie zu Geld kommen, auf die feudale Seite übergehen. Daher das tiefe Befremden unter den demokratischen Parteien, daher Klagen über die Unzuverlässigkeit der Juden. Für mich ist es aber noch etwas ganz anderes, was mich befremdet und was mir zugleich furchtbar leid tut: In diesem ungeheuren Kampf der Demokratie gegen die feudale Welt brauchen wir das Judentum und wenn die Juden sich als Rasse, als Volkstum deklarieren würden, könnten sie eine Rolle in diesem Kampfe spielen wie keine andere Nation. Aus einem einfachen Grunde. Die Juden hätten es nicht nötig, sentimental zu sein im Kampfe gegen die feudale Welt. Denn wir Nicht-Juden tragen doch in unserem Innern die alten ererbten Wahnvorstellungen unserer Kindheit, wir müssen uns immer erst von der feudalen Welt, in deren Suggestion wir aufgewachsen sind, losmachen. Ich habe in London eine Versammlung der englischen Lords gesehen. Und wie ich die englischen Ladys und Peers in ihren Kostümen anläßlich einer Thronrede daherkommen sah, ergriff mich die Schönheit des Bildes so sehr, daß es mir fünf Minuten lang aufrichtig leid tat, daß diese so wunderschöne, ästhetisch so prachtvolle Welt zugrunde gehen soll. Das ist die verdammte Sentimentalität, die davon herrührt, daß wohl mein Urgroßvater ein Knecht gewesen ist, der sich vielleicht ganz wohl gefühlt hat, daß er Fürsten dienen konnte. Irgendeine Welle ist in meinem Blut, die mir manchmal eine so sinnlose Ehrfurcht vor der Vergangenheit einflößt. Aber doch den Juden nicht! Die waren doch nicht in die Ideale der feudalen Welt eingeschlossen. Die waren doch in der Judengasse mit dem gelben Fleck! Und jetzt werden sie sentimental, wenn sie — ein Barockornament sehen! Wie prachtvoll könnten die Juden in der modernen Welt wirken, wenn sie, von diesem Mangel an Sentimentalität, von diesem Ballast an unnützer Ehrfurcht vor der Vergangenheit befreit, brutal in

Nach Mitternacht zogen sich die Mitglieder der „Concordia“ mit ihren Ehrengästen zum Bankett im kleinen Sophiensaal zurück. Als der große Saal sich etwas geleert hatte, wurden die ersten Tanzversuche angestellt. Im Saale suchte die Kapelle Müller, auf der Galerie die Kapelle des Regiments Hoch- und Deutschmeister durch Walzer und Polkas die Tanzfrohen anzufeuern. Das Gedränge aber war noch lange Zeit zu groß, um ein geordnetes Tanzvergnügen zu gestatten. Erst in vorgerückter Nachtstunde gab man den Tänzern das Parkett frei.

Toiletten.

Lili Marberg sah entzückend aus in herrlicher aprikosenfarbener Directoiretoilette mit den schönsten echten Alençonspitzen garniert. Das Korsage in effektvoller Straßstickerei, die schmale Schleppe mit Spitzen garniert. Die Pariser Frisur war ganz einfach und schlicht in schiefem Scheitel. Luise Kartousch, reizend in weißer Libertytoilette mit gemalten Rosengirlanden, darüber silber- und brillantgestickter Ueberwurf. Zobelverbrämung. Zilla v. Szenassy: Rosa Charmeusetoilette mit Silbercascaune und Perlfransen. Gisela Marion: Sehr schick in türkisblauer origineller seidengestickter Tülltoilette mit blauer Reiherschleife. Else Heller: Weiße Libertytoilette mit Perlenstickerei und Marabouteinsatz. Mizzi Freiler: Auf blauem Libertykleid eine in byzantinischem Stil gehaltene Cascaune aus Gold, Perlen und Pierre de Straß. Wilma Bing: Schwarze, stahlgestickte Libertytoilette. Schwarze Reihercoiffüre. Anny Calice, sehr schick in pastellblauer Charmeusetoilette mit Perlenüberwurf und Nerzbesatz. Betty Ullerich erschien in prachtvoller weißer Duchesstoilette mit silbergesticktem weißen Tüllüberkleid, welches breiten Chinchaum mit Nerzverbrämung hatte. Mizzi Jelinek, schwarze Marquisetteroilette mit Tricoapplikationen und Stunksbord. Amalie Carneri, schwarze Perltüllrobe auf rosa Fond. Reiches Goldperlenarrangement und Zobelverbrämung. Martha Marlow, rosa Gazetoilette mit Valenciennespitzenarrangement, Korsage mit Perlen und Flitterstickerei. Fritzi Fischl, rote Libertytoilette. Edith Siegwart, Goldtüll auf rosa Dessous. Ada Ratonek, weiße Brokattoilette mit Straßstickereien. Else Sander in grüner Crêpe-de-Chine-Toilette mit rosa Gazeüberkleid in Perlenstickerei. Emmy Förster, blau-gold changeante Liberty, darüber orange Mussellintunique in ägyptischen Motiven gestickt. Goldturban mit Reiher. Greil Holm erschien in neu rosem Gazekleid mit reicher Goldstickerei und Fuchsverbrämung, Reihercoiffüre. Paula Menari, pfaublaue Toilette mit silbergestickter Cascaune. Grete Forst: Hellblaues Unterkleid, darüber zeigestickte Spitzentoilette, Stunksbord Frau Paul Wilhelm in weißer Seidentoilette. Grete Strobl-Weisitschner: Hellblaue Seidentoilette. Mizzi Zwerenz: Hellgelbe Seidentoilette mit Goldstickerei mit Chinchilla. Selma Lipowitz: Hellblaue Seidentoilette mit schwarzem Arrangement. Carry Nagelmüller: Weißgestickte Spitzentoilette. Elise v. Wolgemuth in entzückender hellblauer Seidentoilette, darüber stahlgestickter Tüllüberwurf. Hansi Schopf: Weiße Seidentoilette. Hermine Ferry: Weiße Seidentoilette mit Gold. Frau Ribarcz-Hämerle: Weiße Crepe de Chine-Toilette. Lisa Weiser: Weiße Spitzentoilette. Baronin Biedermann-Turony: Prachtvolle Goldbrokattoilette mit hellblauem Gazearrangement. Lisa Michalek: Weiße Seide, Flitter gestickt. Else v. Mutzenbecher: Smaragdgrüne Gazetoilette mit Goldspitzen. Frau Charles Weinberger: Reizende hellgrüne Gazetoilette mit lila Band. Frau Richard Pahlen: Weiße Seidentoilette mit grüner Tüllcascaune. Frau Hofrat Freiberger auf rosa Fond kornblaues Gazeüberkleid. Frau Mizzi v. Guttmann in lichtblaue Crepe-de-Chinetoilette. Helene Mervi ola: Sehr elegante blaurosa Seidentoilette darüber Goldtüll. Olga Weede: Altrosa Toilette mit toupe Arrangement. Lisa Weiler in weißer Spitzentoilette. Frau Dr. Ricca Breitenstein in schwarzer, goldgestickter Spitzentoilette. Hilda Radnau: Weiße Duchesstoilette mit stahlgestickter Tunika. Still: Grüne Changeant Seidentoilette. Frau Ida Engl: Grüne Seidentoilette mit Stiftstickerei. Frau Dr. Weis l: Lila Samttoilette mit Goldspitzen. Luzie Berber: Gobelin Hofenrock mit gelbem Gazeüberkleid. Frau Alice Hetsey: Cerise Seidentoilette mit Stahlspitzen. Frau Paula Mikerts: Blaue Duchesstoilette. Gerda Walde: Rosa Seide mit brillantgestickter Cascaune. Bella Paalen: Türkisblaue gestickte herrliche Toilette. Polly Koß: Zartrosa Gaze mit Pelperverbrämung. Frau Else Butschek: Schwarze Spitzentoilette. Fräulein Lisbeth Steckelberg: Schwarzer Samt mit stahlgesticktem Ueberkleid. Edith Richter: Gelbe Gazetoilette. Frau Hofbauer: Weiße Spitzentoilette. Frau Kommerzialrat Robert Pollat in schwarzer Seidentoilette mit Silber- und Hermelinpuz.

* * *

Aus der Damenspende der „Concordia“.

Eine literarische Gabe von bleibendem Werte stellt die Spende dar, die der Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia“ auf seinem gestrigen Ballfeste seinen weiblichen Gästen überreichte: „Das neue Narrenschiff“ von Sebastian Brant dem Jüngeren, betitelt sich das reizend ausgestattete, mit prächtigen Zeichnungen versehene Büchlein, in dem der Verfasser nach seinem berühmten Vorbilde die Verkehrtheiten unserer Zeit beleuchtet. Wenn wir verraten, daß sich hinter dem keineswegs abgebrauchten Pseudonym Julius Bauer verbirgt, so haben wir schon die Art und Weise gekennzeichnet, wie das gemacht ist. Denn Julius Bauer ist kein Nachahmer und Nachempfinder, er hat seine eigene Note im deutschen Dichterwald, seit Heine hohen nicht viele so feingeschliffene, geist- und witzsprühende Verse verfaßt wie er. Unberechtigt ist denn auch seine Klage, daß heutzutage kein Sebastianus Brant bei der Hand sei, „der mit dem Messer der Satire barbierte seine Passagiere“. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, in dem „Neuen Narrenschiff“ hat Julius Bauer ihn erbracht, daß wir nicht so arm an Satirikern sind.

Das neue Narrenschiff ist dem Geiste unserer Zeit entsprechend natürlich ein Narren-Luftschiff, für dessen reichbevölkerte Gondel ein gewaltiger starrer Ballon, System Graf Zeppelin, den notwendigen Auftrieb bewerkstelligt. Julius Bauer hat in richtigem Stilgefühl das Steuer ergriffen, daß aus seiner merkwürdigen Flugmaschinerie zahlreiche gefügelte Worte hinausflattern werden.

Wo wir das Büchlein immer aufschlagen, ergötzen wir uns an dem köstlichen Inhalt.

Eine der modernen Plagen behandelt Julius Bauer sehr ergötzlich in dem Kapitel

Hutnadeln.

Die Frau, die treu den Nadeln bleibt,
So viel man auch dagegen schreibt,
Die Narrheit auf die Spitze treibt.

Wenn eine Frau ins Aug uns sticht, geschehe dies mit Nadeln nicht,
Mit Nadeln aus dem Damenhut, denn blinde Liebe tut nicht gut.

O Weib! Ich gebe dir zu wissen: Dein Köpferl sei kein Nadelkissen,
Und muß du schon den Hut befestigen, tu's, ohne andre zu belästigen.

Wenn beispielsweise inniglich ein Jüngling wirft ein Aug auf dich,
Dann sieh ihm nicht das andere aus, weil er doch beide braucht fürs Haus
Und dich dazu als Augenschmaus.

Der Nadeldolch, das merk' genau, sei nicht das Instrument der Frau:
Dein Instrument sei uns zum Heil des kleinen Gottes süßer Pfeil,
Zumal du nie dich wirst erkecken, den Pfeil in deinen Hut zu stecken.
Schon will die Nadeln in den Hüten die hohe Obrigkeit verbieten,
Doch kann's passieren, daß dabei der hochlöblichen Polizei
Mit einer Nadel arg lädiert das Auge des Gesetzes wird!

Ihr lieben Frauen, ich lad euch fein in meine Narrengondel ein.

Das Kapitel „Von Librettisten“ darf als Vademekum für alle jene gelten, die die Gier nach Tantiemen zu Librettisten macht. Der Abschnitt lautet:

Von Librettisten.

Gar viele haben das Bestreben,
Tantiemeschätze, die sie heben,
Auch noch für Lorbeern auszugeben.

Nur wer ein Narr auf Erden ist, wird heutzutag kein Librettist.
Erst lug nach einer Grundidee aus und hast du sie, geh ins Kaffehaus
Und such' dir einen Kompagnon für zwei Prozent vom Macherlohn.
Doch frage nicht, ob im Besitz der Mann ist von Humor und Witz
Und ob er auch ein Buch kann machen, denn das sind lauter Nebensachen.

Die Hauptsach ist: dein Kompagnon muß haben eine Konzession
Auf einen guten Komponisten, die ihn verpflichtet mit seinen Litten,
Daß heuer er nur das verton', was dichten läßt der Kompagnon.

Und tauchst du endlich ein die Feder, dann trachte, daß von euch ein jeder
Hat ein paar ernste Tanzgedanken, sonst kommt das ganze Werk ins Wanken.

Der Tenorist muß schluchzend hupfen, bis er vor Schmerz verliert die Strupfen;
Die Primadonna muß vor Weh ausrenken sich die große Zeh;
Den Buffo oder die Soubrette laß gleichfalls weinen um die Wette,
Sie tun es gern von Zeit zu Zeit, ob ihrer Rollen Humorlosigkeit,
Die du verbergen kannst mit Glanz durch Tanz und Tanz und wieder Tanz.

Du bist gemacht, wenn zwei, drei Schlager der Komponist hat auf dem Lager,
Zwei, drei geries'ne Melodein, die so beschaffen müssen sein,
Daß wir ob dieser Liederplage verwünschen alle Werketage.

Mein Sohn, ein Wichtiges noch merk': Nimm als Verleger für das Werk,
Das sag' ich dir als dein Berater, den Prinzipal von dem Theater,
Wo aufgeführt es werden soll; dann ist er deines Ruhmes voll
Und gibt das Stück so lange fort, bis ausverkauft von Ort zu Ort,
In Frankreich, England und Italien sind die gesamten Musikalien.
Die Operette — welche Wandlung! — Braucht heute keine and're Handlung,
Als jene bloß, wo ihre Noten zum Kaufe werden angeboten.
Hörst du den Komponisten sagen, ihm wolle nicht sein Text behagen,
Ein Buch von Dumas wär' ihm lieber, so wundere dich nicht darüber
Und geb' auf seine Wünsche ein (es kann auch eins von Meilhac sein).
Nichts nutzt dein eigener Versuch, man spottet doch: Ein Griff — ein Buch!
Und möglich ist es immerhin, daß einer kommt mit argem Sinn
Und sucht im Idiotikon Tantiemen unter Finderlohn.

Und wenn der erste Sängersmann, was manchmal auch passieren kann,
Die Rolle, die du ihm geschneidert, entrüstet vor den Fuß dir schleudert,
Dann laufe wieder ins Kaffeehaus und weine dort dein ganzes Weh aus,
Denn alles wird bei uns zu Land, sei's Glück und Pech, sei's Ehr' und Schand',
Ob's in dir lacht, ob's in dir pocht, gleich im Kaffeehaus ausgefocht!
Und hältst du all das redlich aus, dann geht die Sach' nicht schädlich aus,
Und reich und reicher wirst du täglich, denn hierzuland' ist alles möglich.
Nur wer ein Narr auf Erden ist, wird heutzutag' kein Librettist!

Den Schluß der kleinen Auslese — man wäre versucht, das ganze Büchlein abzudrucken — möge das Kapitel bilden, das überschrieben:

Jour.

Von Nächstenliebe keine Spur,
Denn Gutes auf so einem Jour
Wird nachgefragt den Toten nur.

Der Jour ist Narrenzeitvertreib, beliebt bei Dame, Frau und Weib.
Da sitzen Mütter, schwatzen Mädchen bei Tee mit dünnbelegten Brötchen,
So dünn, daß manches Mägdelein tunkt lieber eine Freundin ein.
„Ich bitt' Sie“, sagt die Frau von N, „Wo nimmt die S die Gelder her,
Die ihre Toiletten kosten? Ihr Gatte ist doch ohne Posten;“
Drauf spricht das Fräulein T gelassen: „Sie werden sich schon scheiden lassen.“

Wird eine als Beauté gepriesen, geschieht's gewöhnlich mit Tortisen,
Und meistens geht die Meinung um: „Ja, schön und reizend, aber dumm!“
So fragt zum Beispiel sehr verdrossen die Z: „Warum läßt ihren Sprossen
Nicht selber trinken die schöne U, sie wär' doch Kuh genug dazu?“
„Was sagen Sie?“ ruft Frau von W., „beim großen Brand am Karrerse
Verlor die Witwe Kakadu zwölf Hüte und zwei Dutzend Schuh;
Von ihren dreißig Toiletten war keine einzige zu retten,
Dann hüpfte sie zu ihrer Pein drei Koffer Seidenwäsche ein,
Sechs Bademäntel und ein Kätchen mit vierundzwanzig Puderaußchen,
Kurz alles, was man fern der Stadt in Sommerfrischen nötig hat.
Die Aermste mußte kahl nach Haus zieh'n und hat jetzt gar nichts mehr zum Anziehn!“

Frau A, in Tratsch und Klatsch erprobt, erzählt: „Die B hat sich entlobt.
Die C ist ihrem Mann entlaufen, die D muß ihren Schmuck verkaufen,
Und Pokerschulden hat die E.“ Das ist die Ordnung im Abc.

Jetzt öffnet plötzlich in der Rund Frau Hofrat X den großen Mund:
„Nichts Schön'res gibt's auf einem Jour, als ein Gespräch von Literatur,
So möcht' ich beispielsweise fragen, mir wem der kleine Felix Hagen,
Der stadtbekannte Literat, dermalen ein Verhältnis hat“. —
Auch interessiert die X sich sehr für jede Sensationspremiere;
Sie kennt genau das Publikum, das in den Logen sitzt herum,
Sie weiß zu schildern auf ein Haar, wie die und die gekleidet war.
„Die Löwy“, ruft sie ohne Schonen, „war dekolletiert für zehn Personen,
Die Kohn geschlossen bis zum Kinn, warum — weiß ihre Schneiderin!“

So plaudert die X gemütlich fort, doch als ein Herr ihr fällt ins Wort:
„Wie aber war das neue Stück?“ Da wirft sie stolz den Kopf zurück
Und kalt erwidert sie dem Gast: „Zu meinem Kleid hat's nicht gepaßt!“

Nun folgt das höchste Journalspiel: Des Hauses Tochter spielt Klavier
Und singt zum Schrecken aller Freier ein kleines Lied von Hellmund Meyer.
„Entzückend! Herrlich! Gott, wie warm! Die Stimme“, ruft der halbe Schwarm,
„Hat eine Höhe wie der Eiffel!“ Dann heißt's beim Weggeh'n: „Pfui der Teufel!“

---

diese Welt hineingreifen würden und sagen würden: Eure Vergangenheit haben wir Gott sei Dank nicht mitgemacht, wir schätzen sie nicht, wir brauchen sie nicht, wir wollen vorwärts. Das ist das psychologische Problem für die Juden.

Und das habe ich nicht zuerst erkannt und hätte es vielleicht nie gesehen, wenn mir nicht ein großes Glück im Leben widerfahren wäre. Ich rechne es nämlich zu den wirklich großen Glücksfällen meines Lebens, daß ich den größten Juden unserer Zeit von Jugend auf persönlich gekannt habe und daß ich mit ihm sehr befreundet gewesen bin: mit Theodor Herzl. Theodor Herzl ist ein Beispiel, an dem Sie den ganzen Leidensweg des Juden sehen können. Wissen Sie, was Theodor Herzl war, wie ich ihn kennen gelernt habe? Er war deutschnationaler Burschenschafter. So fing er an. Und er war ein ausgezeichneter deutscher Burschenschafter. Mit der psychologischen Geschmeidigkeit, die dem Juden eigen ist, hatte er im Gehirn das ganze Deutschtum aufgenommen und wußte es nun sozusagen plastisch auszudrücken. Zum Lohn dafür beschloß seine Burschenschaft, als er im dritten oder vierten Semester war, die Juden aus der Couleur cum infamia zu chassieren. Das war das große Jugenderlebnis Herzls. Er, der der bedeutendste unter diesen Leuten war, er, dem es am ernstesten war mit dem Deutschtum, er wurde herausgeworfen, obwohl ihn alle gern hatten. Nun ging Herzl nach Berlin. Nun versuchte er Weltmensch zu sein. In Berlin fungierte er als Wochenplauderer des „Berliner Tageblatt“ in halbfranzösischer Art, etwas, was ihm, wie alle Dinge, die dieses starke Talent angriff, vortrefflich gelang. Nach außen. Für sein eigenes Empfinden nicht. Denn er war ein Mensch von einer solchen inneren Unschuld, daß er in der geringsten Verlogenheit nicht existieren konnte. Und so war dieses Weltmann-in-Berlin-Spielen für ihn bald unerträglich und rasch ergriff er die erste Gelegenheit, um nach Paris zu kommen. In Paris hat er das ganz große, aufrüttelnde Erlebnis seines Daseins gehabt. Er hat mir dies oft mit schlichter Einfachheit und doch so wunderschön erzählt. Er war dabei, als journalistischer Berichterstatter für die „Neue Freie Presse“, wie dem Hauptmann Dreyfus die Epauletten vom Leibe gerissen wurden. Und er hat mir geschildert, wie die Gesichter der Menschen eingeharrt ausgesehen haben und wie es für ihn war, als hätte er bisher sein ganzes Leben in einer tiefen Nacht verbracht und plötzlich sei ein ungeheurer Blitz gekommen, der ihm mit einem Male einen Moment lang die ganze Wahrheit enthüllte: er sah auf allen Gesichtern den ungeheuren Haß, nicht gegen den armen Hauptmann Dreyfus, sondern gegen das ganze Judentum, und dieser Anblick, dieser ganz unbegreifliche Haß, das wurde das Motiv zur Umkehr und Rückkehr. Das war der Moment, wo er sich sagte: Du stehst unter diesen Leuten, du spielst mit der Kultur dieser Leute, du fühlst dich noch stolz, wenn du dich der Kultur dieser Leute anpassen darfst, die zu dir und deinesgleichen so stehen, mit diesem verzerrten Haß im Gesicht.

Die ganze Dreyfus-Geschichte ist ja gar nichts Neues, sie ist schon einmal dramatisiert worden im „Kaufmann von Venedig“. Dort wird ein Jude um sein gutes Recht betrogen und alle Menschen freuen sich. Was bedeutet das? Das ist: daß jede auf feudalem Boden stehende Gesellschaft isoliert leben will. Wie das Fremde herankommt, hört alle Ethik, alle Aesthetik auf; gegen ihn, den Andersartigen, den Fremden ist alles erlaubt. Das hat sich im Falle Dreyfus gezeigt. Ich fürchte, daß sich eine ganz ähnliche Geschichte im Falle Hilsner abgespielt hat.

Die Frage des Zionismus, die Frage des in Palästina aufzurichtenden Judenstaates oder Kolonisationswerkes ist eine Sache, die ich viel zu wenig verstehe, als daß ich über sie ein Urteil fällen könnte. Sie ist auch, meine ich, nicht so notwendig. Notwendig ist der Judenstaat im Bewußtsein des einzelnen Juden. Wo zehn Juden beisammen sind, dort soll ein Judenstaat sein.

Im nationalen Leben kommt es auf rein instinktive Dinge an. Ich kann ein vollkommener Engländer im Denken und Empfinden werden. Aber selbst wenn ich zwanzig Jahre in England gelebt habe, mit einer Engländerin verheiratet bin und mich scheinbar vollkommen assimiliert habe, dann werden noch kleine Dinge zum Vorschein kommen, die zeigen, daß ich dennoch kein Engländer geworden bin. Instinktive Dinge lassen sich nicht vom Gehirn aus erraffen. Das, glaube ich, ist der tiefe, psychologische Irrtum der Assimilationsjuden. Was ich sagen will, ist dies: daß nach meiner Ueberzeugung das einzig Notwendige für die Juden und das einzig Notwendige für die anderen Nationen in Europa ist, daß die Juden sich auf ihre eigene Nationalität besinnen, daß sie sich als Nation in Europa organisieren, wobei sie ja in jedem einzelnen Staat sehr gute, brave Staatsbürger sein können und daß sie als organisierte Nation (ob sie nun einen Staat haben oder etwa nur eine große Kolonisation, ist da gleichgültig) sich bekennen und leben. Das Innen ist das Judentum und wenn die Juden sich als Nation fühlen, dann müssen sie, historisch, ob sie wollen oder nicht, auf der richtigen Seite der Menschheit stehen, auf der Seite der Freiheit, auf der Seite des Volkes. Ueberall dort, wo irgend welche Bedrückte sind, dort sind ihre Freunde und nirgends anders. Seien Sie die Freunde dieser Bedrückten, und Sie werden immer auf dem rechten Wege sein.

Richard Wagner in Venedig.

(Zu Ehren der Frau Cosima. — Das improvisierte „Buona sera“ — — Eine Episode auf dem San-Marco-Platze. — Der Meister hört eine „Lohengrin“-Paraphrase. — Wagners Gondelfahrten.)

Am 13. Februar waren 28 Jahre verflossen seit dem Tage, an welchem Richard Wagner in Venedig gestorben ist, und man erinnert sich in der Lagunenstadt noch heute mit Dankbarkeit an die aufrichtige Bewunderung, die er für Rossini, Italiens Stolz, hegte und bei jeder Gelegenheit an den Tag legte.

Als er im September 1882 in seinem Hause zu Ehren seiner Gattin ein Konzert gab, improvisierte er bei der Verabschiedung der Gäste auf dem Klavier das „Buona sera, miei signori“ aus dem „Barbier von Sevilla“. Ein andermal hat er den Kapellmeister Calascione, der auf dem San-Marco-Platze ein Konzert der Stadtkapelle dirigierte, die Ouvertüre zur „Diebischen Elster“ zu spielen. Der Kapellmeister, der ihn nicht kannte, antwortete etwas unhöflich, daß er das Programm nicht ändern dürfe; als er dann aber von anderen vernahm, wer der Mann, der die „Diebische Elster“ zu hören verlangte, wäre, ließ er rasch die Partitur holen und erntete dann mit dem zündenden Vortrag der Ouvertüre stürmischen Beifall, zu dem Wagner das Signal gab. Auf dem San-Marco-Platz war es auch, wo Wagner bald darauf einen Herzkrampfanfall erlitt, kurz nachdem die letzten Töne einer von Calascione niedergeschriebenen „Lohengrin“-Transkription verklungen waren. Nachdem er sich im Café Lavena, wohin er gebracht worden war, von seinem Anfall erholt hatte, ließ er dem Kapellmeister Calascione sagen, daß er ihn am nächsten Tage sprechen möchte; Calascione kam auch, und Wagner machte ihn durch das Lob, das er ihm für die „Lohengrin“-Paraphrase spendete — er hätte nur, sagte er, an einigen Stellen etwas breitere, langsamere Tempi gewünscht — ganz stolz.

Wagner pflegte in Venedig nur selten zu Fuß zu gehen: die weichen Kissen der Gondel hatten ihn ganz verwöhnt. Während des Karnevals 1883 amüsierte er sich wie ein Kind; als eines Abends maskierte Knaben mit Lichtstümpfchen an ihm vorüberzogen und ein altes Faschingslied mit dem Kehrreim „El va, el va, el va!“ sangen, folgte er ihnen, den Refrain mitsingend,